

Dramatische Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Tod retten kann. Du hast Buch geführt, ich auch. Du über dein Vermögen, ich über meine Not. Uns beide hatte das Leben verschieden ausgestattet; du warst die Kampfnatur, ich nicht — und den letzten Mut hat mir die Fremde mit ihrem Leid geraubt. Ich wußte, daß ich ein gebrochener Mensch war, als ich zurückkehrte, aber ich baute auf die Heimat und dich, Fritz; ihr habt mich beide im Stich gelassen. Was ich heute tue, wollte ich längst, ich habe nur auf deine Rückkehr gewartet. Der Anblick eines Toten, den man geliebt, tritt nicht so leicht aus dem Gedächtnis — ich weiß das. Und ich weiß, du hast mich geliebt. Aber nicht erziehen solltest du, Fritz, sondern verstehen...¹ Erst viel später habe ich erfahren, was Kurt in der Welt draußen Unerhörtes erlebte. Ein Kamerad von uns beiden brachte mir die Nachricht heim. Er hatte das Weib seines Dienstherrn mit weher heißer Seele geliebt, und sie hatte seine Liebe erwidert. Da ward ihm vom Schicksal das Furchtbare angetan, daß er, beim Spielen mit der

Waffe, die Geliebte mit eigener Hand erschöß. Er war geflohen aus dem Lande seines Geschicks. Von der Heimat und mir erwartete er Frieden und Vergessen — und wir, wir ließen ihn beide zugrunde gehen...²

Der alte Mann schwieg. Die letzten Worte hatte er leise gesprochen, als ob er sie verbergen wollte in sich wie in einem festen Schrein. Seine Hand auf der Sessellehne hatte sich zusammengebogen. Der Zuhörer an seiner Seite legte die Rechte darüber.

„Fritz,“ sagte er, „was war der letzte Grund deiner sogenannten Erziehung, weißt du es?“

„Ja, heute weiß ich es. Es war etwas, das uns Menschen, die wir streben, vorwärts wollen, nach Besitz drängt und peitscht... Erspare mir das Wort und klag mich nicht an!“

Der alte Mann im Panamahut erhob sich vom Korbsessel. Bello, der Hund, riß seine Kette an den Nachtviole vorbei und knickte die duftenden Blüten.

Dramatische Rundschau I.

(Fortsetzung).

In vollen Akkorden war die letzte Spielzeit zu Ende gegangen, und nicht minder schwungvoll begann die neue. Im Stadttheater nahmen die Festvorstellungen des „Parisfal“ mit gutem künstlerischem Erfolg und unter regem Interesse des Publikums ihren Fortgang, und auf der Pfauenbühne huldigte das Schauspiel zunächst nur Shakespeare und Björnson: Neueinstudierungen von „Die bezähmte Widerspenstige“, „Biel Lärm um Nichts“, „Was ihr wollt“ und „Wenn der junge Wein blüht“ bildeten den Spielplan der beiden ersten Wochen. Die Wiedergabe der Shakespeareschen Stücke war wie in früheren Jahren vortrefflich, während man Björnsons Lustspiel aller Poesie entkleidete, ihm dadurch die Luft entzog, in der allein es zu leben vermag, und pietätlos das gebrechliche Gerüst dieses Alterswerkes aufdeckte.

Nicht aus dem Herzen wie Björnsons Lustspiel, sondern aus dem Verstande ist Schnitzlers „Professor Bernhardt“ gekommen, aus dem leidenschaftlichen Begehren, längst gehegtem Groll den Weg freizugeben und Abrechnung zu halten. Da das Werk seit einem Jahr in Tagesblättern und Zeitschriften nach allen Seiten hin beleuchtet und erörtert worden ist, kann ich mich auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Der Arzt Bernhardt verweigert aus rein menschlichem Empfinden dem Priester den Zutritt zu einer Sterbenden. Das geschieht im ersten Akt, der meisterhaft die Exposition gibt. Aber der Konflikt wird nur Anlaß und nicht Inhalt der Komödie. Schnitzler denkt nicht daran, das Problem, den Kampf zwischen Wissenschaft und Kirche, zu Ende zu führen, sein Bernhardt soll nicht zum Helden werden, der siegt oder untergeht (obwohl der ironische Gleichmut, womit er alles eindringende Ungemach auf sich nimmt, doch auch Heroismus ist), nein, ihm war es darum zu tun, seiner Zeit, will sagen dem heutigen Wien der parteipolitischen Zerrissenheit und antisemitischen Treibereien den Spiegel vorzuhalten, und das tut er denn auch mit ingrimiger Schärfe und mehr von einem persönlichen Standpunkt aus, als für den künstlerischen Wert des Stückes gut ist. Das läßt sich trotz der großen, den Höhepunkt der Komödie bildenden Szene zwischen Bernhardt und dem Priester, in der sich ein gerechtes Beurteilen von hüben und drüben kundtut, nicht wegdisputieren. Dialog und Charakteristik sind wiederum wie stets bei Schnitzler bewundernswert. — Passivität kennzeichnet auch den Charakter Dantons in Georg Büchners Revolutionsdrama „Dantons Tod“, das zur Feier des hundertsten Geburtstages des jung gestorbenen Dichters gegeben

wurde und in dem jede Szene von unmittelbarem Leben erfüllt ist. Aber trotzdem lebte es nicht mehr, hat als Bühnendrama nie gelebt. Eine Reihe von Bildern voll Gedankenreichtum, Gefühl und fiebernder Leidenschaft, aber ohne innere Verfestung, ohne Steigerung zu einem Höhepunkt — ein Held, dem die Lust am Kampfe längst vergangen ist, ein Epikureer und geistreicher Zyniker, ein Revolutionär, der im letzten Akt seines niedersteigenden Lebens steht. So mußte denn trotz der rühmenswürdigen Aufführung der Erfolg ausbleiben³). Auch Herbert Eulenburgs „Erste Schwänke“, ein Zyklus von vier Einaktern, erfüllte die Erwartungen nicht völlig. Es war ja interessant und ergötlich zu sehen, wie dieser Romantiker in den hübsch erfundenen Geschichten alltägliche, höchst irdische Dinge mit Wit und Laune behandelt und die satirischen Lichter aufsetzt. Aber der Eindruck der Schwerfälligkeit und Geschraubtheit stellt sich mehr als einmal ein; bald wird, wie in „Das Geheimmittel“, der Wit zu Tode gehehrt, ohne daß irgend ein Resultat erzielt würde, bald fehlt die leichte graziöse Hand, mit der liebenswürdig pikante Affären wie „Die Geschwister“ gezeichnet werden müssen. Eine Schwärzung anderer Art macht Bernard Shaw in seinem „Pygmalion“. Der scharfe Spötter ist milderer Sinnes geworden und gibt in seiner neuen Komödie, man mag sich noch so sehr Mühe geben, „Tiefen“ darin zu entdecken, nichts weiter als ein unterhaltendes Lustspiel, noch dazu eines, das stellenweise mit den verbrauchtsten Gegensätzen arbeitet. Pygmalion, weiland König von Kypros, hat durch heißes Flehen die Statue der Aphrodite zu wirklichem Leben erweckt, und Pygmalion, der Bildhauer, haucht dem Marmorbild der „schönen Galatea“ in Suppés Operette mit stürmischen Liebeswerben eine fühlende Seele ein; aber Pygmalion, der Phonetiker bei Shaw, will nicht beleben und beseeelen, ihm gilt das von der Straße aufgelesene Blumenmädchen nur als Material, an dem er seine linguistischen und phonetischen Künste erproben kann, und er gewinnt die Wette, das Mädchen innerhalb weniger Wochen äußerlich so abzurichten, daß es sich wie eine Herzogin zu benehmen weiß. Das wird drei Akte lang in recht dürftigen Szenen und mit bekannten Mitteln abgewandelt, und erst im vierten und fünften Akt bekommt die Sache ein neues und unverhofftes Aussehen. Der weise Herr Professor hat nicht daran gedacht, daß mit der Veredlung der Sprache und der Lebenshaltung

¹ Näheres über Georg Büchners Revolutionsdrama s. „Die Schweig“ XVII 1913, 455 f.

auch die Seele des Mädchens aus ihrem dumpfen Urzustand erwachen muß. Wie nun im fünften Akt das Mädchen den Spieß umdreht, den Professor wegen seiner trockenen herzlosen Gelehrtenarbeit bespöttelt und ihm auf den Kopf zusagt, daß man in seiner Schule nicht zur wirklichen Dame werden könne, das ist eine so entzückende Wendung und gibt der Pygmalion-idee einen so neuen und pikanten Reiz, daß man allein um dieses letzten Aktes willen das Stück lieb gewinnen muß, auch wenn man den in der ganzen Komödie leise mitschwingenden Ton der Menschenliebe und des Mitleids mit der armen Kreatur überhören sollte.

Ueber zwei weitere Erzeugnisse der fröhlichen Muse, „Das kleine Café“ von dem Franzosen Tristan Bernard und „Der guttische Frau“ von dem Ungarn Drégeli, kann ich kurz hinweggehen. Das erste stellt in den Mittelpunkt einen Oberkellner, der schlau genug ist, sich von seinem Chef eine große Erbschaft nicht abknöpfen zu lassen, im zweiten läuft ein

Schneidergeselle, von Fortuna beim Wickel genommen, zur schwindelnden Höhe des Ministeressels empor. Auch von dem Schauspiel des Dänen Nathansen, das sich „Sinter Mauern“ nennt und als Neujahrsschmaus serviert wurde, ist kein Aufhebens zu machen. Es gibt hübsche, von vielen humorvollen Zügen durchsetzte Schilderungen jüdischen Familienlebens, scheitert aber an dem Versuch, aus diesem Milieu einen tragischen Konflikt erwachsen zu lassen. Ein Judenmädchen hat sich ohne Wissen der Eltern mit einem Christen verlobt, worüber der alte Jude, der streng auf die Reinheit der Rasse hält, außer sich gerät. Mit viel Gerede und sentimentalem Getue wird die schreckliche Geschichte zum guten Ende geführt, und dem Zuschauer bleibt die tröstliche Gewißheit, daß die aus dieser jüdisch-christlichen Ehe hervorgehenden Kinder weder Juden noch Christen, sondern „freie“ Menschen sein werden. So wird mit einem Wechsel auf die Zukunft der Konflikt gelöst.

(Schluß folgt).

Meisterwerke der griechischen Plastik.

Mit einer Abbildung.

Den Kern der griechischen Kunstgeschichte auf hundertzwanzig Seiten zu geben, und zwar so, daß davon das große Museen besuchende, Photographien sammelnde Publikum mit dem ausgerüstet ist, was es etwa zum zulässigen Mindestmaß an Sehvermögen, Verstand und Phantasie hinzu noch braucht, um an diese Schätze heranzutreten — diese Aufgabe ohne Tendenz nach Persönlichem, nach Originalität, mit der ganzen trockenen Gediegenheit, die allein zu solcher Konzentration befähigt, zu lösen, ist eine Tat. Es ist in den letzten Jahren viel gesündigt worden mit Versuchen, bewußtem, ach oft so unbewußtem Publikum gewisse Hauptfachen, zu denen es in Gottes Namen anstandshalber nun ein Verhältnis haben sollte, in faciler Weise mundgerecht zu machen und zunächst mit der geschmackvollen Ausstattung dieser zierlichen Spielzeugmonographien wenigstens den Namen des Gegenstandes sich einschmeicheln zu lassen. Selten genug fällt die richtige Beleuchtung auf dieses Unternehmertum, wie vor einigen Jahren eines berühmten Berliner Journalisten niedliches Aristotelesbüchlein von dem humanistisch gebildeten Rezensenten eines hiesigen Blattes hat an den Pranger gestellt werden müssen. Zu diesen anmutigen Mägenschaften stellt sich das vorliegende Büchlein in frischen, wohlthuenden Gegensatz. Wer es recht gelesen hat und mit dem heute so leicht erreichbaren Illustrationsmaterial, sei es einer eigenen kleinen Photographiensammlung, sei es mit Sammlungen wie Sauerlands oder die Springersche Kunstgeschichte sie bieten, oder, das handliche Bändchen in der Tasche eine Sammlung von Gipsabgüssen besuchend, durchgearbeitet hat, der hat, wie es der Untertitel, mit welchem der Verfasser sein knappes Werklein hinausgehen läßt, verspricht: „Eine Orientierung und einen Weg“.



Semitischer Frauenkopf vom Römisch-Schukäta, Beispiel für alexandrinische Kunst, für die Wiedergabe von Rassenotypen, flüchtige und impressionistische Behandlung des Marmors*).

Trägerin bei einer Darstellung der letzteren für die Orientierung deutlich genug mit in Erscheinung, die Malerei aber ist ja fast ganz untergegangen, und zwei Grenzgebiete, die zu ihr hinüberführen, das Relief und die spätere impressionistische Plastik (vgl. z. B. unsere Abb.), lassen in den bedeutsamen Anweisungen auf die eigentliche Flächenkunst der Griechen diese im Verlauf unserer Darstellung immerhin zur Vertretung kommen.

Mit dieser Bewertung der zentralen Bedeutung einer Geschichte ihrer Plastik für die Kunstgeschichte der Hellenen

*) Aus W a f e r, Meisterwerke der griechischen Plastik. Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Co., 1912.